Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 49

Artikel: Der Christkindvagant

Autor: Camenziend, Josef

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647831

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 49 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 8. Dezember 1934

Alle werden Brüder sein. Von Peter Bratschi.*)

Tief unten steht ein dunkles Tor.
Ein Ruf gellt laut: Empor! Empor!

Ein Dröhnen bebt entlang den Zeiten.
Es naht ein wuchtig grosses Schreiten.

Es naht die Schar der Heimgesuchten,
Der Unterdrückten und Verfluchten.

Ein Wille ballt sich zu Gewalten,
Das Grosse, Neue zu gestalten.

Einst wird der Morgen hell erglüh'n,
Erlösung werden allem Müh'n,

Einst wird der Acker, wird die Herde
Und alle Spende dieser Erde,

Wird, was du schaffst, wird Flur und Hain,
Vom Fluch befreit, das deine sein.

Einst wird die Liebe Heimat finden,
Geschmähtes Recht wird Sieg verkünden.

Einst wird der Morgen hell sich röten
Und keiner wird den andern töten.

Einst wird der Ring geschlossen sein
Und alle werden Brüder sein.

*) Aus dem eben im Verlag Oprecht & Helbling, Zürich, erschienenen Gedichtbändchen „Fahrt".

Der Christkindvagant.*) Weihnachtserzählung von Josef Camenziend.

1

1. Die Sehnsucht im Kuhstall. — Uli und die Mistelimutter.

Vor neun Monaten hat man den lieben Vater begraben. Die Mutter liegt schon seit langen Wochen im Bürgerspital der Stadt.

Karli und ich mußten fort in die Fremde. Wir haben mitten im tausenddingigen Werktag eines Bauernhofes, im abgelegenen Waldhof bei Friedstetten, ein Nestchen gefunden zur Nachtruhe und einen Tisch zur Aetzung. Unsere Kinderseelen aber hungern und dürsten vor Heimweh nach der Mutter. O dieses Heimweh, wie es brennt!

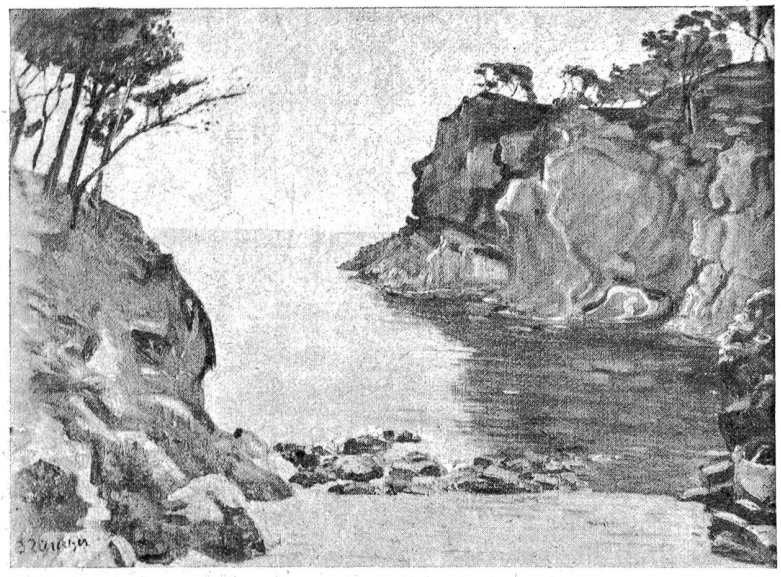
Es ist Adventszeit. Fünf Tagesschrittlein vom Heiligen Abend entfernt atmet der Winterwald um den eingeschneiten, adventstillen Hof seinen weihnachtlichen Tannenduft. Die Sterne am dunkelblauen Sammet der Nacht und die hellen Sehnsuchtsaugen der Kinder staunen hinein in die wundersamen Heimlichkeiten der kommenden Christkindleintage. Mein Herz aber zittert wie ein frierendes Bettelkindlein. Mir ist's, als ob kaltfeuchte Nebelschwaden durch die Gärten meiner Jugend schlichen und das Kinderleuchten meiner Seele auslöschten.

Ich stehe mitten im wohligen Warm des Kuhstalles an der Hackkiste und zerschneide Boden- und Runkelrüben fürs Vieh. Warme Tropfen rieseln von meiner Stirne in die Kiste, und meine Hände brennen, als hielten sie Feuergluten umklammert. Ich beiße meine Zähne in das blutrote Warm der Unterlippe und unterdrücke krampfhaft ein wildaufsteigendes Schluchzen, denn Hans Uli, der vierzehnjährige Dingbub, der eben hinter mir die weißscheckige „Bleß" striegelt, darf nichts von meinem Heimweh merken.

O, dieser Uli! Wie ich ihn hasse! Verprügeln möchte ich ihn, wäre er nicht ein großgewachsener, vierzehnjähriger, stämmiger Lümmel und ich ein fünfjähriges, blutarmes Ohnmachtswichtlein. Wegen jedem Dreklein lacht er mich aus, verklatscht mich bei der Bäuerin, nennt mich spöttisch Muttersöhnchen und Hosenpfüderi, ein Stadtbubi und Zückerlifresser,

*) Wir entnehmen diese hübsche Weihnachtsgeschichte dem Buche „Mein Dorf am See", Erzählungen aus der Innerschweiz von Josef Camenziend. 198 S., Leinen Fr. 4.—. Herder & Co. G. m. b. H. Verlagshandlung in Freiburg i. Br.

J. M. Camenziend hat als Dichter das Erbe Meinrad Lienerts angetreten. Er könnte in Stoff und Stil, in Gemütstiefe und Humor der Sohn des Verstorbenen sein. Das vorliegende Buch erzählt in hübschen abgerundeten Stücken vom Leben in einem Dorfe am Vierwaldstättersee, aus der Erinnerungsperspektive eines Buben gesehen, der mit hellen runden Augen in die schöne Welt hinausblickt. Es ist ein fröhliches und urgemütliches Erzählen. Ein Büchlein recht zum Vorlesen am Familientisch. Unsere Leser seien empfehlend darauf aufmerksam gemacht. H. B.



Bertha Züricher: Meerbucht. (Oelgemälde).
(Gegenwärtig Ausstellung Postgasse 68, Bern.)

und wenn ich ihn anschaue wie ein böses Muneli, dreht er mir mit seinen Kuhdreckhänden eins, zwei, drei so grausam die Ohrläppchen herum, daß ich vor Schmerz laut aufschreie.

Ich hebe mit beiden Fäusten den Stiel, an dem unten ein vierteiliges, kreuzförmiges Hackmesser befestigt ist, und fahre damit in die Rüben. Für mich fünfjähriges, schmächtiges Büblein, das bis jetzt der Mutter nur Holz vom Estrich heruntergetragen und kleine Botengänge zum Bäcker und Krämer gemacht hat, ist diese Rübenhackstunde ein wahres Fegfeuer.

Tätsch, bleibt das Messer in einer großen, gelben Runkel stecken. Ich hebe mit Aufwendung aller Kräfte Messer und Rübe und fahre damit polternd auf den Kistenboden. Da schreie ich auch schon auf und lasse den Stiel fahren. Uli hat mich am Ohrläppchen gepackt und dreht es im Kreise herum.

„Du bist ein saudummer, nichtsnutziger Kerli, du! Nicht einmal eine Runkel bringst du abeinander. Zeig!"

Er greift nach dem Messer, fährt wie besessen in das volle Dutzend noch ganzer, schwerer Rüben und zerhackt sie in handgroße Stücke. Er gibt mir das Messer zurück.

„Da, Herrenbubli, mach jetzt weiter!"

Nun geht es tatsächlich etwas leichter. Die Runkeln zersplittern unter der Schärfe des Hackmessers in tausend fleischige Stücklein und werden immer kleiner und saftiger. Ein sonderbarer, süßlicher Duft steigt aus der Kiste, und manchmal fährt mir ein Spritzer Runkelsaft ins Gesicht. Draußen ertönt das melodische Geschell eines Bauernschlittens, der Hufschlag eines Pferdes, das Knallen einer Peitsche, und schon verschwindet die winterselige Glockenmelodie in der Ferne.

Ich hacke im Takt drauflos. „Tä-tä-tä — tä-tä-tä! Tä-tä-tä — tä-tä-tä, tönt es durch den Stall. Uli pfeift. Dann und wann klirrt eine Halfterkette am Barren, bisweilen brüllt eine Kuh, grunzt aus dem Schweinepferch eine Sau. Durch den Raum geht ein Lüftlein von Kuhmist, Oehmd und Milch.

Ich sinniere vor mich und wandere im Geiste ein Jahr zurück nach Seedorf. Die Mutter flickt im Lichtschein der alten Petrollampe an meinen blausamtigen Hosen. Wir Buben beten in heiligem Eifer zum St. Nikolaus.

Da, hast du es gehört, Karli? Ein silberhelles Glöcklein jubiliert durch den Hausgang. Unser Gebet bricht plötzlich ab. Voll Beklemmung über das überirdische Geschehnis kuscheln wir uns ganz nahe zur Mutter. Leise und geheimnisvoll öffnet sich die Stubentüre etwa eine Katzbreite, und juhui, da kugeln auch schon goldene Himmelsnüsse über den tannenbretternen Stubenboden. Die Vorboten des Christkindleins sind da.

Ja, so war es vor einem Jahr. Ich halte im Stampfen inne. Eine heilige Erwartungsfreude, eine Christkindleinsehnsucht zittert durch mein Bubenseelchen. Ich schaue den Uli an.

„Du, Uli! Kommt das Christkind auch hierher auf den Waldhof?"

„Hä? Wasch meinst?" Uli schneuzt sich die Nase.

„Ob das Christkindlein wohl auch hierher kommt?"

„O du einfältiges Babeli, du! Glaubst du auch noch an diesen Schwindel. Bist du noch ein Kindskopf!"

Uli hockt breitspurig auf die Hackkiste und guckt mich spöttisch an.

In mir steigt ein saftiger, mächtiger Unwille auf gegen den Flegel. Anspeien möchte ich den Kerl und mit beiden Fäusten auf ihn losfahren. Mir ist, als breche in meiner Seele etwas Wundersames unter den rauhen Händen des Uli klirrend in Scherben.

Der Dingbub poltert mit seinen groben Schuhen an die Hackkiste, schneuzt sich mit bloßen Händen die Nase und lacht ein eiskaltes, gottloses Lachen. Durch meine Seele zittert ein Schauer, und in aufwachendem Christkindglauben ereifere ich mich:

„Aber letztes Jahr ist es doch auch zu uns gekommen. Mir hat es ein großes, weißes Roß gebracht, dem Karli einen schönen Postwagen, der Mutter warme Finken und uns allen zusammen einen tausendschönen Christbaum mit Aepfeln dran und Schokolade und Mandarinen und Kugeln und Kerzen. Oh, das war wunderschön!"

Uli schweigt. Er schaut zornig in die Kiste hinein, lange, lange, dann fährt er verstohlen mit dem schmutzigen Rockärmel übers Gesicht. Ein sonderbares Zucken wetterleuchtet um seinen Mund. Dann und wann schluckt er, als würge ihn etwas im Hals. Endlich meint er leise:

„Du hast gut blagieren. Deine Mutter lebt noch, dann kann das Christkindli schon noch kommen."

Er wirft den Striegel in eine Ecke.

„Meine Mutter ist schon lange tot."

Es folgt ein unheimliches Schweigen. Uli starrt wie ein Verzweifelter in die Kiste. Manchmal schaut er auf und guckt mich an, als wollte er mich wie ein Kindleinfresser mit Haut und Haar verschlucken.

Ich hacke wieder weiter, drehe das Eisen im Kreis herum, daß aus den zerschnetzelten Rübenstücklein große Weihnachtssterne entstehen. Ich denke nach, ob das Christ-

kind wohl den Weg auch zum Mütterchen ins große Stadtspital findet.

Uli schnauft schwer neben mir. Endlich tut er den Mund wieder auf. Er schaut mich scheu an.

„Du, was ich vorhin gesagt habe von wegen dem Christkind, mußt mir nicht übel nehmen. Es war nicht bös gemeint. Es wird ja wohl ein Christkind geben. Ich weiß sogar, wo es die Christbäume holt."

Ich halte im Hacken inne und schaue Uli groß an. Er nickt mit dem Kopf.

„Im Friedstetterwald bei der Brunnstube, weißt, wo die kleinen Tannen stehen."

Wie wir so miteinander anfangen, vom Christbaumwald zu plaudern, fliegt die Türe auf, die von der Küche in den Stall führt, und in den Stall tritt mit zwei schweren, dampfenden Kesseln die Bäuerin, die Mistelimutter, wie wir Buben sie nennen.

„Du heiliges Donnerwetter! Jetzt schwätzt ihr wieder, ihr faulen Lümmel, anstatt zu arbeiten."

Uli springt auf und sucht Sicherheit hinter dem breiten Rücken einer Kuh. Ich aber fange auf Tod und Leben an zu hacken. Wenn Frau Misteli erzürnt ist, dann ist mit ihr nicht gut Erdäpfel essen.

Die Frau ist nicht hartherzig, hat sie doch um Gotteslohn uns arme Buben aufgenommen, und zu verhungern brauchten wir wahrlich nicht. Bei der Metzgeten muß uns Metzger Jöggi jedesmal feine, allerweltssaftige Leberwürste machen, gut gewürzte und mit Rosinen gestopfte. Und bei jeder Backeten knetet die Mistelimutter für uns Buben extra ein Halbpfünderbrötli aus dem besten Mehl und füllt den Teig mit Apfelschnitzen, daß einem der Saft im Mund zusammenläuft, wenn die Brötli aus dem Ofen duften. Nein, Mutter Misteli ist nicht hartherzig, aber um ihre Güte hat sie eine harte Schale gelegt, grad exakt wie die Haselnüsse draußen am Waldrand um ihre Süßigkeit.

Ich habe in meinem Leben keine arbeitswütigere Frau gesehen. Wie ein Sturm wirbelt sie voll Arbeitsgeist auf dem Hof herum. Wo sie steht, da wird gearbeitet. Nicht arbeiten ist in ihren Augen die größte Todsünde.

Frau Misteli steht vor uns wie ein Biesiwetter, klein, hager, mit scharfkantiger Nase, an der Sommer und Winter ein tränenseliges Nasentröpflein zittert. Der Oberrock ist hinten heraufgeknotet. Zwei Dampfwölklein, die den Kesseln entsteigen, hüllen sie beinahe ein.

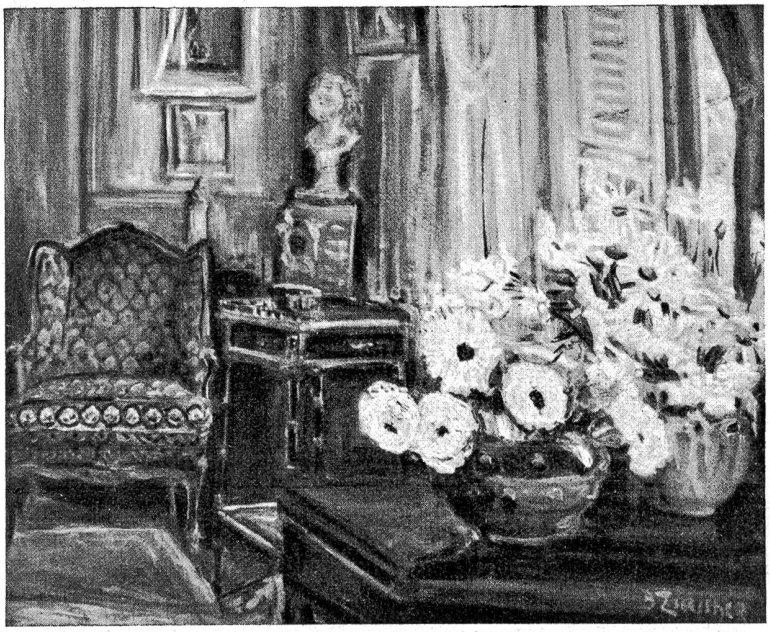
Jetzt stellt sie die Kessel ab. Mit einem weitausholenden Gestus schickt sie den Uli zum Striegeln; mir befiehlt sie, auf die Kessel weisend:

„Da, zerdrück die Erdäpfel."

Ich fahre mit meinen Händen in die Tränke.

„Au! Au!" Aufschreiend schwenke ich die Arme in der Luft herum. Das Wasser ist siedendheiß.

„Tu doch nicht so wehleidig. Man sollte meinen, du hättest deine Pratzen ins lebendige Fegfeuer hineingesteckt. Da, schau nur! Mir macht es auch nichts." Und bis an die Ellbogen greift sie in die Tränke hinein, schwenkt sie hin und her und zerdrückt die kleinen gesottenen Kartoffeln zu Brei.



Bertha Züricher: Intérieur (Oelgemälde).
(Gegenwärtig Ausstellung Postgasse 68, Bern.)

Ich stehe immer noch abwartend bei den Kesseln.

„Bim Donner! Jetzt hilf mir endlich einmal und halt nicht Maulaffen feil!"

Ich greife in den Kessel. Die Tränke kommt mir nicht mehr so heiß vor, und ich beginne, die weichgesottenen Kartoffeln zu zerdrücken.

„Siehst, jetzt macht es dir doch auch nichts." Und besänftigend fügt die Mistelimutter hinzu: „Wenn du schön fleißig bist bis Weihnachten, so gehen wir am Stefanitag ins Spital zur Mutter."

Ich schaue die Mistelimutter an, als ob mir die leibhaftige Güte erschienen sei, und zerdrücke mit Begeisterung eine Kartoffel nach der andern, indem ich vor Freude immer wieder sage:

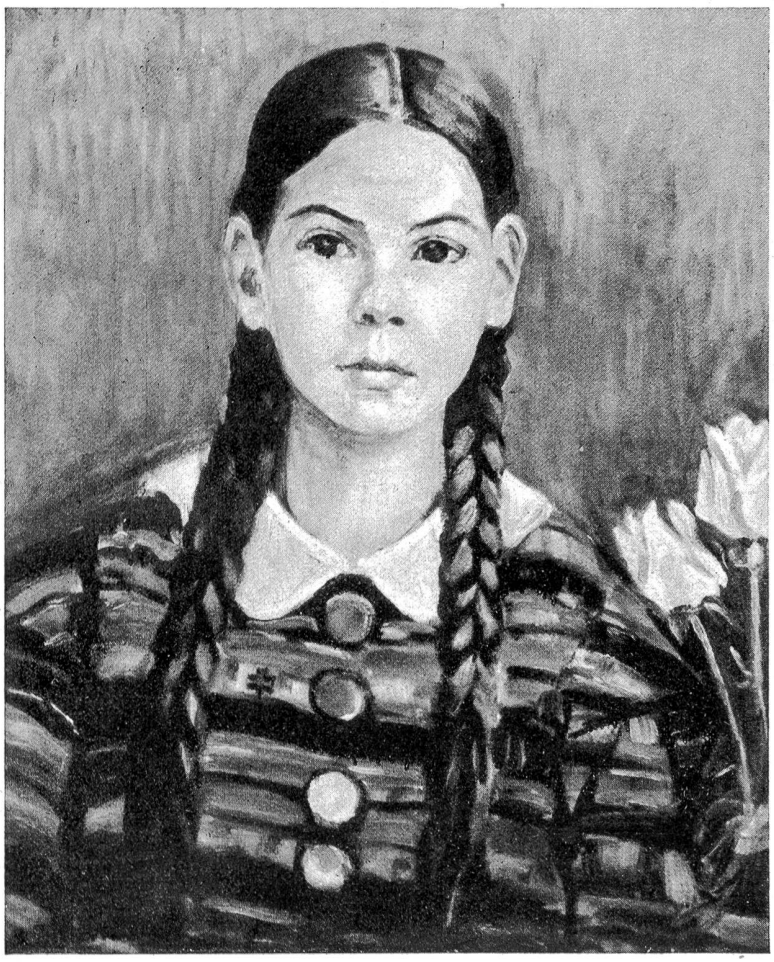
„Ganz sicher will ich folgen und fleißig sein, ganz sicher!"

Die Bäuerin nimmt jetzt den Kessel und schüttet die Tränke in den Schweinetrog. Das fürchterliche Appetitgejodel der Schweine brandet alsbald durch den Stall und geht dann über in ein zufriedenes Grunzen, Schmatzen und Fletschen. Frau Misteli neigt sich zufrieden über das Gatter, kratzt einem schweren, dreivierling dicken Schwein den Rücken und lockt und singt ihm ins Ohr: „Häs! Häs! Häs!" dann erhebt sie sich und ruft dem Dingbuben zu:

„Uli! geh nach dem Nachtessen zum Metzger Jöggi nach Friedstetten; er soll morgen um sieben Uhr zur Metzgeten kommen."

Beim Anblick der fetten Sau zerflattert die letzte Herbheit der Frau in eitel Güte und Sonnenschein. Mit der Hand schiebt sie noch einige Erdäpfelstücke, die zurückgeblieben sind, aus dem Kessel in den Trog. Gut gelaunt fragt sie mich:

„Josefli, sag, was soll dir wohl das Christkindli bringen?" Staunend schaue ich die Frau an. „Vielleicht treffe ich es im Friedstetterwald, wenn ich übermorgen zur Stadt gehe", ermuntert sie mich.



Bertha Züricher: Ruthli (Portrait).
(Gegenwärtig Ausstellung Postgasse 68, Bern.)

In meiner Seele blüht ein heiliges Wunder auf. Am liebsten würde ich die Mistelimutter trotz des Nasentröpfleins umarmen. Wie ein Leuchten geht die Sehnsucht nach der Mutter durch den Stall und stiehlt sich tief in meine Seele.

„Wenn das Christkind die Mutter gesund macht, dann bin ich schon froh", würge ich endlich überglücklich aus meiner Kehle.

Frau Misteli versteht. Sie kneift mir in die Backen und sagt lieb wie eine Mutter:

„Ja, das mußt du dem Christkindli schon selber sagen, etwa beim Nachtgebet oder vielleicht am Sonntag, wenn dich der Aetti (Vater) mit in die Kirche nimmt. So, jetzt hacke die Rüben noch fertig und dann komm zum Essen."

(Fortsetzung folgt.)

Leiden und Freuden eines bernischen Schulmädchens vor fünfzig Jahren.

Motto: „Der einst mein Herz gerührt, bestärkt, erschüttert,
Der Lehrer bleibt mir stets Vorbild und Zier;
Der aber nur mir den Verstand gefüttert,
Den ließ ich längstens hinter mir."
Otto Sutermeister.

Die wichtigsten Menschen, gleich nach den Eltern, sind im Leben eines Kindes wohl seine Lehrer. Wie viel Freude, wie viel Liebe — aber auch wie viel Enttäuschung und Bitternis mischt sich doch in die Erinnerung an unsere Schulzeit! Alle die guten Geister, die über unserer Kindheit geschwebt — und das Band mit dem späteren Leben, mit unserer Entwicklung, unserem Werden geknüpft, wiegen im Zurückblicken doppelt; aber auch alles Kleinliche, Ungute und Lieblose wird leicht zur Karikatur, wenn die sogenannten „Erzieher" es nicht verstanden haben, sich das Herz ihrer Schützlinge zu erobern.

Ich war noch nicht sechs Jahre alt, als meine Mutter mich für den ersten Schulgang rüstete. Man schickte damals im lieben, alten Bern seine Sprößlinge beizeiten in die Drillanstalt, wenigstens vormittags, damit es zu Hause etwas ruhiger werde.

Zu jener Zeit gehörte die Privatschule von Fräulein Glarner zum guten Ton. Ja man war wirklich exklusiv, oft auch ohne zu überlegen, sogar in Familien, die nicht mit großen irdischen Gütern gesegnet waren.

Es war gerade Botanikstunde, als ich schüchtern, hinter meine Mutter verborgen, das langgestreckte, etwas düstere Schulzimmer betrat. Wie stolz war ich eben noch gewesen, da meine liebe Mama mich schon bis auf hundert hatte zählen lehren und ich alle Buchstaben schreiben konnte. Die Kinder saßen, Buben und Mädchen, an langen Tischen, und auf dem Pult der Lehrerin lagen ein paar Bündel Blumen, die sie nacheinander in die Höhe hob und nach den Namen fragte. Das Blumensuchen an den freien Nachmittagen und das darauffolgende gründliche Kennenlernen ist mir auch am eindrücklichsten und freundlichsten haften geblieben aus jenen beiden Jahren erster Schulzeit.

„Das ist die Wiesensalbei", antwortete der Chor kleiner Stimmen auf die Frage der Lehrerin. „Das ist die Brunnkresse", tönte die nächste Antwort. Wiederhole es, sagte die Lehrerin zu dem Neuling. Stolz öffnete ich den Mund: „das ist die Bunnkesse". Was war das ein lautes Lachen und übermütiges Kichern der ganzen Klasse! Niemand hatte bis jetzt dem kleinen Mädchen gesagt, daß das noch fehlende r in der Aussprache etwas Komisches sei. Ich wurde dunkelrot und versteckte mich vor Scham hinter meine Mutter, die sich eben zum Gehen rüstete — aber keine Gewalt der Erde hätte mich dazu gebracht, an diesem Vormittag, auf den ich mich doch so gefreut hatte, allein da zu bleiben. Schließlich nahm sie mich wieder mit nach Hause und ich machte den ganzen Nachmittag eifrig Uebungen, um den in meinem Alphabet noch fehlenden wichtigen Buchstaben endgültig zu packen: r r r r.

Am andern Morgen mußte ich allein mit meinem ältern Bruder, der mich noch auf dem ganzen Schulweg hänselte, zum zweiten Male antreten. Aber ich glaube, der fatale Anfang hat von vornherein wie ein schlimmes Omen auf meinem ganzen dortigen Aufenthalt gelegen.

Fräulein Glarner war eine Lehrerin der alten Schule, viel Drill und gewiß nützliches Wissen, aber wenig von der Art, die die jungen Pflänzchen, die ihr anvertraut waren, zum Wachsen und Anwurzeln gebracht hätten. Gewiß hatte sie auch ihre guten Seiten, vor allem durften wir allerlei auswendig lernen und noch heute ist mir manches Verslein, an dem ich Freude hatte, in Erinnerung. Wie wenig hätte es damals gebraucht, um das lernhungrige, kleine Mädchen wirklich freudig zum Lernen zu bringen. Aber sie stund immer wie eine drohende Gewitterwolke hinter einem, wenn man eine Aufgabe hersagen sollte und klaps, hatte ihre Hand zugeschlagen, wenn die Antwort nicht schnell genug erfolgte.

Später erinnerte ich mich oft an ein Zeugnis, das mich zu Hause beschämen sollte und das doch nur ihre Art, die Kinder einzuschüchtern, illustrierte: „Die schwersten Sa-